

**Wer ist „Wir“ in
der Einwanderungs-
gesellschaft?**

Exklusiver Vorab-
druck aus „Das
Integrationsparadox“
von Aladin El-Mafaalani
S.5

Migration & Integration Info



Sind auch wir das Wir?

Liebe Leserinnen und Leser, „Wer ist ‚Wir‘ in der Einwanderungsgesellschaft?“ lautet das Thema dieser Ausgabe. Das Verhältnis zur Migration, aber auch zur Integration ist zwiespältig und von grundsätzlichen Fragen wie „Wer sind wir?“ und „Wer ist das ‚Wir‘?“ in modernen Gesellschaften geprägt. Bei den aktuellen Diskussionen dominiert insbesondere der Streit zwischen denen, die mit kultureller Vielfalt den Zerfall einer verloren gegangenen und unbedingt wiederherzustellenden nationalen Homogenität verbinden, und denen, die Vielfalt als die einzige Chance zukünftiger moderner Gesellschaften begreifen. Vor allem geht es dabei um Fragen der gesellschaftlichen Identität: Wer gehört zu Deutschland? Was bedeutet es, deutsch zu sein? Wie viel kulturelle Vielfalt verträgt der gesell-

schaftliche Zusammenhalt? Sowohl die inhaltlichen Debatten über diese Fragen als auch die Art und Weise, wie die Debatten geführt werden, prägen das gesellschaftliche Selbstverständnis.

„Wir finden, dass es sich verdammt gut lebt in diesem Land, von dem wir nicht wissen, wie wir es nennen sollen: Heimat? Zuhause? Fremde? Unser Deutschland – oder doch: euer Deutschland?“ So lauten die ersten Sätze des Buches „Wir neuen Deutschen. Wer wir sind, was wir wollen“. Die Autorinnen – Alice Bota, Khuê Pham und Özlem Topçu – erzählen von einem Lebensgefühl jenseits eindeutiger Zugehörigkeiten: dem der „neuen Deutschen“. Alle drei stammen aus Einwandererfamilien, haben studiert und arbeiten als Redakteurinnen bei der „Zeit“. Eigentlich haben sie es geschafft, in dieser Gesellschaft

anzukommen. Und trotzdem ringen sie darum, dazuzugehören, sehen sich danach, zum „Wir“ zu gehören und heimisch zu werden. „Wir fühlen, dass wir nicht Teil des Ganzen sind“, so die Autorinnen. „Wir kommen uns manchmal vor wie Hochstapler, wenn wir versuchen, unsere deutschen Leben zu führen.“ Was ist da passiert, fragte ich mich, als ich diese Zeilen las und ich – ebenfalls Kind von „Gastarbeiter“-Eltern, Abitur gemacht, Ethnologie und Germanistik studiert und beruflich einigermaßen erfolgreich – an meine eigene Situation denken musste? Fühle ich mich auch als Hochstaplerin? Ging oder geht es mir ähnlich? Bilder und Fragen taten sich auf: Wäre ich als Italienerin in Italien jemals auf die Idee gekommen, eine Tarantella-Gruppe mit meinen italienischen Freunden zu gründen und mit der Gruppe durch die ganze Region zu touren? Wenn ich an meine Cousinen in Italien denke, wohl kaum! Wäre ich, wenn ich in Italien aufgewachsen wäre, zu einer „Italienexpertin“ geworden? Habe ich mich vielleicht doch nicht aus Eigeninteresse mit Italien so stark beschäftigt und mich auf dem Laufenden gehalten, sondern vielmehr, um die vielen tagesaktuellen, geschichtlichen, politischen, filmischen etc. Fragen zu Italien von Schulkamerad(inn)en, Lehrer(inne)n, von Studien- und Berufskolleg(inn)en, vom Freundeskreis beantworten zu können, die, sobald das Stichwort Italien fiel, automatisch an mich gerichtet wurden? Wurde ich zur „Italienerin“ gemacht?

Die Frage, ob ich hierher gehöre, habe ich mir eigentlich nie bewusst gestellt. Ich war hier und ich wusste, ich werde hier bleiben – wenn Italien, dann für Urlaub, Auslandssemester oder kurzfristige (berufliche) Aufenthalte. Aber in jeder neuen Lebensphase wurde und werde ich gefragt, ob ich „zurückkehre“. „Zurück, wohin?“, frage ich. „Nach Italien, natürlich“ ist die Antwort. Ja, natürlich, denke ich weiter, wurde ich oft als die „Andere“ gesehen, die die ersten acht Lebensjahre in einem anderen Land aufgewachsen ist, eine andere Muttersprache hat. Aber ich gehörte doch dazu, ich gehörte doch auch zum „Wir“. Ich wurde nicht diskriminiert – wenn, dann eher positiv, schließlich liebten die Deutschen seit den 70er-Jahren Italien, das Dolce Vita und die italienische Küche. Aus diesem Grunde kamen meine Freunde auch am liebsten zu Essenszeiten zu uns, da meine „mamma“ ja so gut kochen konnte! Oder gehörte ich doch nicht zum „Wir“, sondern war ich das „Ihr“, das den Vorstellungen

und Erwartungen des „Wir“ eher entsprach? Schließlich muss ich doch zugeben, dass das „Italienisch-Sein“ zumindest in meiner Schulzeit permanent da war, oft alles andere überwog und mich und mein Lebensgefühl wohl ausschlaggebend prägte.

Aber eigentlich fühle ich mich als Teil des Ganzen – zumindest meistens. Nur manchmal, wenn ich neue Leute kennenlerne oder „Italienbegeisterten“ begegne, werde

ich wieder die Andere, die Besondere, die Italienexpertin, das Exotische... Und die Gesprächsthemen fokussieren und verengen sich und verarmen. Diese Augenblicke, etwas Besonderes, Anderes zu sein, sammelten sich über die Jahre und ließen wohl doch unmerklich ein Gefühl der Entfremdung und des „Nichtdazugehörens“ entstehen. Und vielleicht waren es genau diese Augenblicke, die mich heute daran hindern, beim Fußball nicht mit dem Gefühl für die deutsche Mannschaft zu sein, sondern nur mit dem Verstand.

Eine zugespitzte Parallele fand ich beim syrischen Schriftsteller Chadar Al-Agha, der in bedrückender Weise seine Situation beschrieben hat: „Der Flüchtling in mir wuchs immer rascher, bis er zu einem Riesen wurde und mich wie ein Monster verschlang, es verschlang mich total, sodass ich mich selbst nicht mehr sah und die anderen mich nicht mehr sahen. Ich war nichts als ein Flüchtling.“

Versuchen wir doch einen Perspektivenwechsel und uns zu sensibilisieren, darauf zu achten, ob das „Wir“, das wir anwenden, den anderen dazu eher animiert, sich ausgeschlossen oder als Teil des Ganzen zu fühlen. Und zu lernen, den Menschen, denen wir begegnen, nicht nur die Möglichkeit zu geben, die Italiener, die Türken, die Syrer, die Deutschen zu sein, sondern auch unsere Vereinsmitglieder, unsere Nachbar(inne)n, unsere Kolleg(inn)en, unsere Opelianer, unsere Eintrachtfans, unsere Kumpels und Zugehörige dieses Landes.



Antonella Serio

*Referat Migration und
Integration des Deutschen
Caritasverbands
E-Mail: antonella.serio@
caritas.de*

Ihre Antonella Serio

Thema

Das plurale Wir – Zugehörigkeiten im Einwanderungsland

Mit der Bezeichnung „Wir“ wird die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft ausgedrückt. Diese Gemeinschaft kann wenige oder viele Menschen umfassen, es kann sich dabei um informelle, persönliche, aber auch um formelle, dienstliche Beziehungen handeln. Die Identifikation

mit diesem Wir kann unterschiedlich ausgeprägt sein und verändert sich bei den Einzelnen im Zeitablauf. Während beispielsweise die einen zu Beginn ihrer Zeit in einer Wohngemeinschaft euphorisch sind und dann ernüchtert werden, wandelt sich bei anderen eine anfängliche Skepsis in die Überzeugung, dass man mit der WG eine Art Familie gefunden hat. Aufgrund dieser Konstellationen kann das WG-Wir für die Einzelnen eine unterschiedliche Bedeutung haben: Während eine von „ich und den anderen in der WG“ spricht

und sich damit selbst nicht als Teil des WG-Wir sieht, bezieht sich ein anderer mit der Aussage „wir in der WG“ in das Gruppen-Wir mit ein. Was man Wir-Gefühl nennt, ist also keineswegs statisch, sondern dynamisch, wandelbar und von vielen Faktoren abhängig. Zentrale Faktoren sind eine Übereinstimmung der Zielsetzungen der Gruppe mit wesentlichen eigenen Überzeugungen, der wechselseitig akzeptierende Umgang miteinander sowie die Zuversicht, als Ich einen Platz im Wir finden zu können.

Private und öffentliche „Wirs“

Im Laufe eines Lebens gehören Menschen einer ganzen Reihe von Wirs an: Herkunftsfamilie und Verwandtschaft, Nachbarschaft, Spielgruppen, Schulklassen, Freundesgruppen, Paarbeziehungen, Vereinen, gegebenenfalls einer eigenen Familie und vielen anderen. Darunter sind Zwangsmitgliedschaften ebenso vertreten wie freiwillige. So gelten Schulklassen als Zwangsaggregationen, Vereine hingegen als freiwillig gewählte Zusammenschlüsse.

Für die privaten Wir-Beziehungen sind folgende Fragen entscheidend: Was verbindet mich mit der Gruppe, mit den anderen, was haben wir gemeinsam, werde ich von den anderen als gleich und zugehörig empfunden, gibt es gemeinsame Ideen und Projekte? Bei nicht frei gewählten Gruppenmitgliedschaften wie einer Schulklasse können sich intern frei gewählte Beziehungen entwickeln, die für die Einzelnen mit Wir-Gefühlen verbunden sind, während die gesamte Klasse nicht als Gemeinschaft empfunden wird. Formelle und informelle Mitgliedschaftsregeln bestehen nebeneinander.

Bei den öffentlichen Wirs kommen größere Kollektive ins Spiel, die politisch und emotional aufgeladen sind und öffentlich kontrovers verhandelt werden. So scheiden sich beispielsweise bei Fußballländerspielen die Geister, welche Relevanz die deutsche Nationalmannschaft der Männer oder der Frauen für das eigene Wir-Gefühl haben soll. Ist „Deutschsein“ eine relevante Kategorie, identifiziert man sich mit der „eigenen“ Nationalmannschaft, oder lehnt man diese Identifikation als nationalistische Gefühlsduselei ab?

Diese Distanz ist eine deutsche Besonderheit und hat mit der deutschen Geschichte zu tun. Aber auch bei denjenigen, die Verweise auf „das Deutsche“ kritisch sehen, kann das nationale Wir situativ aktiv sein. Das ist beispielsweise dann der Fall, wenn man im Ausland als Deutsche adressiert wird, sich in der Begegnung mit Angehörigen anderer Nationen „deutsch fühlt“ oder bei Einreiseprozeduren mit dem deutschen Pass im internationalen Staatsbürgerschafts-Ranking Privilegien besitzt, über die man sich ansonsten wenig Gedanken macht. Hier kommen auch diejenigen, die dies ansonsten ablehnen, mit dem nationalen Wir in Berührung.

Das Wir als Prozess

Wie bereits erwähnt, ist das Wir nichts Statisches, sondern ein Prozess, der sich nicht nur in Gesellschaften, sondern in jedem einzelnen Menschen abspielt. Das Pendel schwingt dabei zwischen Phasen der

Ich-Orientierung und der Wir-Orientierung hin und her. Der Prozess-Soziologe Norbert Elias hat für moderne Gesellschaften, die von Individualisierung geprägt sind, bereits in den 1980er-Jahren den anschaulichen Begriff der „Ich-Wir-Balance“ geprägt.¹ Auch im 21. Jahrhundert, so kann man Elias weiterdenken, ist mit Wir-Gefühlen zu rechnen. Dies gilt auch und gerade in Gesellschaften, in denen der „Performance“ der Einzelnen so viel Aufmerksamkeit zukommt wie in der unsrigen. Das neue Ich-Ideal ist heutzutage mit dem Zwang zur Individualität verbunden. Gleichzeitig hat der gesellschaftliche Konformitätsdruck nicht nachgelassen. Der Wunsch, nicht aufzufallen, kollidiert mit dem Wunsch, etwas Besonderes zu sein.² Man möchte sich von anderen unterscheiden und sich ihnen zugleich zugehörig fühlen. Wir individualisierten, modernen Menschen des 21. Jahrhunderts möchten nicht nicht dazugehören.

Unser Zugehörigkeitswunsch kann jedoch von denen, die einer Gruppe schon länger angehören, zurückgewiesen werden. Wer neu hinzukommen will, muss immer mit der Skepsis des Gruppen-Establishments rechnen. Neben den offiziellen Regeln gibt es auch ungeschriebene Gesetze, die dem Neuling nicht bekannt sind oder vorenthalten werden. Solche Prozesse spielen sich bei der „Einheirat“ in eine neue Familie gleichermaßen ab wie bei Rockergruppen. Der Wunsch der individualisierten Ichs nach Zugehörigkeit stößt an die Grenzen bestehender Machtverhältnisse und der Verteidigung von Privilegien.

Das Wir im neuen Deutschland

Welche Rolle spielt nun die nationale Zugehörigkeit im Falle Deutschlands? Deutschland befindet sich gegenwärtig in einer einzigartigen historischen Situation. Im Vergleich mit früheren Phasen der deutschen Geschichte – der jahrhundertelangen Kleinstaaterei, dem Deutschen Kaiserreich, der Weimarer Republik, dem nationalsozialistischen Deutschland und dem geteilten Deutschland nach 1945 – steht nach der Wiedervereinigung im Jahr 1990 und den anschließenden Verträgen fest, welche Gebiete zu Deutschland gehören und welche nicht. Es gibt keine territorialen Streitigkeiten mehr, der äußere Rahmen ist geklärt. Nun ist es möglich, die Aufmerksamkeit nach innen zu lenken: Wer sind „wir“? Wer wollen „wir“ sein? Wer gehört zu diesem „Wir“? Wer darf bestimmen, wer dazugehört und wer nicht? In dieser besonderen historischen Situation entdecken die Deutschen, dass sie ein Einwanderungsland geworden sind. Deshalb ist es aus soziologischer Sicht kein Zufall, dass gerade jetzt die Fragen nach dem Wir aufgeworfen werden.

Alte und neue Deutsche

Das Thema Deutschsein und Deutschwerden steht auf der Tagesordnung. Viele Deutsche halten die Debatte für müßig, da es für sie aufgrund ihrer eigenen Distanz zum Thema „Deutsch“ nicht von Interesse ist, ob sich frühere Ausländer einbürgern lassen oder nicht. Umso lauter machen sich andere Deutsche bemerkbar, die

nur bestimmte Deutsche als Deutsche akzeptieren – diejenigen mit „deutschen“ Namen und „deutschem“ Aussehen. Menschen mit Einwanderungsgeschichte oder einem „fremden Aussehen“ gehören aus dieser Sicht nicht dazu, können nicht Teil eines deutschen Wir sein, auch wenn sie deutsche Staatsbürger(innen) sind. Das Label „neue Deutsche“³, die offensive Selbstbezeichnung der früheren „Ausländer“, stößt deshalb auf den Widerstand mancher „alten Deutschen“.

Jedoch sind die Zeiten, in denen Zugehörigkeiten quasi von außen verliehen wurden, passé. Aus den „Tagen des ausländischen Mitbürgers“, bei denen für und über diese anderen befunden wurde, wurde die „Interkulturelle Woche“, in der Programme nicht von oben nach unten, sondern miteinander konzipiert werden. Mit Selbstorganisationen wie den „Neuen Deutschen Organisationen“ (NDO) ist eine neue, dritte Etappe erreicht. Die NDO proklamieren allein durch die Namensgebung ihre Zugehörigkeit als Deutsche. Sie vertreten ihre Interessen im Einwanderungsland Deutschland selbst und formulieren deutlich vernehmbar ihren Anspruch auf Definitionsmacht.

Menschen als Akteure ihrer Zugehörigkeiten

Wer ist also das „Wir“ im Einwanderungsland? Wenn man Zugehörigkeiten nicht als Wesenseigenschaften, sondern als soziale Prozesse versteht, lautet die Antwort: Dieses eine Wir gibt es nicht, es gibt nur die Wir als plurale Veranstaltung. Dafür braucht man auch keine Einwanderung, denn multiple Zugehörigkeiten haben „wir alle“: Menschen mit jüngerer Migrationsgeschichte, mit drei Generationen zurückliegender Migrationsgeschichte und auch Menschen ohne erkennbare Migrationsgeschichte. „Wir“ sagen „wir“ zu ganz unterschiedlichen Gruppen und sind dabei meist auf den sozialen Nahraum konzentriert. Das Wir erstreckt sich von Familie über Haus und Nachbarschaft, Straße, Stadtteil, Stadt und Region. Für manche geht ihr Wir nicht über diesen Radius hinaus.

Ob und in welcher Situation wir von größeren sozialen Einheiten als Wir sprechen, hängt davon ab, ob wir diese als für uns relevant erachten. Für viele Menschen in Deutschland ist die Zugehörigkeit zu einem Bundesland oder einem Teil desselben, dessen historische Prägung bis heute nachwirkt, von hoher Relevanz. So sehen sich Menschen aus Baden-Württemberg kaum als Baden-Württemberger, sondern ordnen sich Baden oder Schwaben zu. Als Deutsche sind wir aufgrund der föderalen Struktur Deutschlands per se plural. Kindheitserinnerungen und sprachliche Prägungen mögen dabei eine Rolle spielen, aber vor allem ist eine solche Zuordnung eine Entscheidung, die hoch individualisierte Menschen für sich treffen.

Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte befinden sich also keineswegs in einer Opferrolle, sondern sind Akteurinnen und Akteure ihrer Zugehörigkeiten. Man fällt nicht „zwischen zwei Stühle“, sondern ist „zweiheimisch“, also beispielsweise in Polen und in Deutschland oder in Deutschland und auf Mallorca heimisch.⁴ Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit und türkischen Wurzeln

können von sich als Türken, Deutschtürken, Turko-Deutschen oder als Deutsche sprechen oder sich – „typisch deutsch“ – zuallererst als Berliner oder als Schwäbin fühlen.

Multiple Zugehörigkeiten: nicht von allen akzeptiert

Multiple Zugehörigkeiten offensiv zu vertreten, ist für andere, die nach Eindeutigkeit verlangen, eine Zumutung. Ihnen erscheint dies allenfalls dann akzeptabel, wenn multiple Zugehörigkeit sich privat äußert; auf zwei Nationen soll sie sich jedoch nicht beziehen. Das nationale Wir soll eindeutig und „rein“ sein – diese Botschaft ist derzeit international attraktiv und verbindet in vielen Gesellschaften der Welt Pluralismus- und Einwanderungsgegner(innen).

Die völkische Konstruktion eines nationalen Wir verkennt den Prozesscharakter und die Heterogenität auch von vermeintlich homogenen Gruppen. Gerade in einer heterogenen Gesellschaft, in der es keine allumfassende Definition von einem deutschen Wir geben kann, bedarf es einer Verständigung über das Zusammenleben von Menschen, die sich einmal als Ichs und einmal als Wir sehen. Die geläufige Rede „Wir und die anderen“ hilft, Komplexität zu reduzieren, wird jedoch den vielfältigen Wir, die „wir alle“ in unterschiedlicher Weise leben, nicht gerecht und sendet ein Signal der Abwehr.

Für die Nachkommen von Einwanderinnen und Einwanderern, die längst Deutsche sind, stellt es sich sehr häufig so dar, dass ihnen alle Integration und ihr „Leben wie Deutsche“ nichts nutzt. „Alte Deutsche“ proklamieren zwar Integration, halten dann aber ihrerseits an der Unterscheidbarkeit von „Deutschen“ und „Ausländern“ fest. So werden auch die, die sich zugehörig fühlen, fortgesetzt als ausländische Außenseiter markiert. Neue Deutsche können jedoch nur nachrücken und Teil des Wir sein, wenn die Alten Deutschen die allseits proklamierte Integration auch zulassen und ihrerseits die Integration in das Einwanderungsland nicht verweigern.⁵

Neuankömmlinge wiederum könnte man in der hier entwickelten Prozessperspektive mit der Formel „Alles Gute bei uns!“ begrüßen. Darin ist die Botschaft enthalten, dass ein Wir vorhanden und dieses darauf eingestellt ist, weitere Mitglieder zuzulassen und ihnen zu ermöglichen, dass sie ein Teil des Wir werden können.

Prof. Dr. Annette Treibel

*Leiterin des Instituts für Transdisziplinäre Sozialwissenschaft
Bereich Soziologie, an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe*

Anmerkungen

1. ELIAS, N.: *Die Gesellschaft der Individuen*. In: SCHRÖTER, M. (Hrsg.), *Frankfurt/M.*, 2001 (Erstausgabe 1987).
2. Vgl. *entsprechend bereits vor über 100 Jahren den wegweisenden Beitrag von SIMMEL, G.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Frankfurt/M., 2013 (Erstausgabe 1908).
3. Vgl. BOTA, A. u.a.: *Wir neuen Deutschen. Was wir sind, was wir wollen*. Reinbek bei Hamburg, 2012; FOROUTAN, N.: *Neue Deutsche, Postmigranten*

und Bindungs-Identitäten. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Jg. 60, 2010, H. 46–47, S. 9–15.

4. SPOHN, C. (Hrsg.): *zweiheimisch. Bikulturell leben in Deutschland*. Hamburg, 2006.

5. Vgl. hierzu näher TREIBEL, A.: *Neue Machtverhältnisse im Einwanderungsland Deutschland? Etablierte und Außenseiter revisited*. In: ERNST, S.; KORTE, H. (Hrsg.): *Gesellschaftsprozesse und individuelle Praxis. Vorlesungsreihe zur Erinnerung an Norbert Elias*. Wiesbaden, 2017, S. 145–165.

Vorabdruck exklusiv

„Das Integrationsparadox“

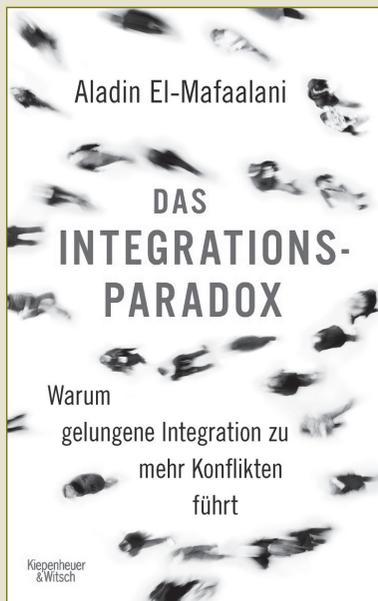
Am 16. August 2018 erscheint das neue Buch von Aladin El-Mafaalani „Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt“. El-Mafaalanis These: Die Integration gelingt, die offene Gesellschaft etabliert sich zunehmend, und eben daraus – nicht aus ihrem Scheitern – entstehen Konflikte und Gegenbewegungen. Die zentrale Herausforderung besteht darin, das Potenzial in den Konflikten zu sehen und mit ihnen konstruktiv umzugehen. Als Redaktion der Info-Beilage Migration & Integration dürfen wir im Folgenden eine vom Autor gekürzte Passage zum Thema „Wer ist Wir“ als Vorabdruck veröffentlichen.

„Viele Menschen mit internationaler Geschichte sind nach wie vor unzufrieden mit einer als zu langsam empfundenen sozialen Öffnung der Institutionen, etwa der Schulen, Hochschulen, öffentlichen Verwaltung, Unternehmen und Politik. Und tatsächlich ist gleiche Teilhabe in all diesen Feldern nicht realisiert. Gleichzeitig gilt es festzuhalten, dass in all diesen Bereichen in kurzer Zeit relativ viel passiert ist.

Diskriminierung ist in allen gesellschaftlichen Bereichen für nahezu alle in der Vergangenheit benachteiligten Personengruppen nachweisbar. Aber: Durch aktive Gleichstellungs-, Integrations- und Anti-Diskriminierungspolitik sowie durch das Eigenengagement und die Selbstorganisation betroffener Gruppen gibt es in Deutschland genauso wie in den meisten europäischen Staaten sowie in Nordamerika heute weniger Diskriminierung als vor dreißig oder vierzig Jahren. Der bessere Zugang zu verschiedenen Dienstleistungen, die erhöhten Teilhabechancen sowie die Möglichkeiten der politischen Partizipation weisen bereits auf einen eindeutigen Trend hin. Und auch die Diskriminierungsforschung zeigt, dass es immer weniger direkte Diskriminierung gibt und auch der aktive Abbau von indirekten Formen immer stärker forciert wird. Zeitgleich mit dem Rückgang der Diskriminierung findet in der Gesellschaft ein gegenläufiger Prozess statt: Wir diskutieren und streiten über Diskriminierung, als wäre es schlimmer geworden, wodurch sich der Diskurs aus einer anderen Richtung verschärft. Mehr Menschen als je zuvor berichten über Diskriminierung, weil es immer weniger Diskriminierung gibt. Dieser Zusammenhang wirkt paradox. Um ihn zu verstehen, muss man sich klarmachen, was wahrgenommene Diskriminierung aus der Perspektive einer betroffenen Person bedeutet. Wenn sich ein Mensch diskriminiert fühlt, dann heißt das: Diese Person empfindet eine Handlung oder eine Aussage als illegitime Ungleichbehandlung. Entscheidend ist nicht das Wort Ungleichbehandlung, sondern das Wort illegitim.

Zwei Menschen können dieselbe Situation erleben, aber ganz unterschiedlich deuten. Dieselbe Ungleichbehandlung kann als legitim oder als illegitim interpretiert werden. Für die eine Person kann eine Ungleichbehandlung richtig sein, für die andere Person ist sie okay und für die dritte Person kann dieselbe Situation eine Demütigung darstel-

NEU IM AUGUST 2018



Der Autor: Aladin El-Mafaalani

1978 im Ruhrgebiet geboren. Er studierte in Bochum Politikwissenschaft, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft und Arbeitswissenschaft. Zunächst war er Lehrer am Berufskolleg Ahlen, später Professor für Politikwissenschaft und politische Soziologie an der Fachhochschule Münster. Seit 2018 arbeitet er im nordrhein-westfälischen Ministerium für Kinder, Familie, Flüchtlinge und Integration in Düsseldorf.



Bild Wilfried Gerharz

len. Ein persönliches Beispiel: Ich war mit meiner Tochter bei einem Fest. Nur Freunde und Verwandte waren anwesend. Es war eine schöne Atmosphäre, und alle meinten es zweifelsfrei gut miteinander. Jemand fragte mich: »Wie feiert ihr eigentlich bei euch?« Gemeint war bei Arabern und Muslimen. Meine Tochter hat das Wort »ihr« noch tagelang beschäftigt. Sie erzählte mir, etwa eine Woche später, dass sie eine ganze Weile gebraucht habe, um zu verstehen, wer oder was mit »ihr« gemeint war. Sie fragte mich, warum ich auf diesen Fehler, der es aus ihrer Sicht eindeutig war, nicht eingegangen sei. Denn ich habe auf die gemeinte Frage geantwortet, wie islamische Traditionen in Syrien gelebt und wie Feste gefeiert werden usw. Ich reagierte, wie immer, nachsichtig auf solche unglücklich gestellten Fragen. Meine Tochter empfand es als ausschließend und übergreifend. Sie hat sich nicht nur über die Frage geärgert, sondern insbesondere über meine »falsche« Antwort. In der Situation selbst sagte sie nichts. Erst Tage später äußerte sie sich beim Abendessen. Ich musste etwas nachdenken, um mich daran zu erinnern, so unspektakulär habe ich es empfunden. An diesem Beispiel wird deutlich: Entscheidend ist, ob eine Handlung oder Situation als illegitim empfunden wird. Wer ist »ihr« und wer ist »wir«? Und noch entscheidender: Wer entscheidet, wer »wir« und »ihr« ist? Während ich die Frage »Wie feiert ihr eigentlich bei euch?« nachsichtig inhaltlich umdeute in »Wie ist es bei Muslimen in Syrien?«, fragte meine Tochter manchmal innerlich, zunehmend aber auch laut zurück: Wer ist mit »ihr« gemeint? Oder in ihren Worten: »Welche Schublade meinst du jetzt?« Ihre Großeltern, also meine Eltern, hätten sich über die Frage »Wie feiert ihr eigentlich bei euch?« regelrecht gefreut und stundenlang erzählt. Tragischerweise werden sie selten, ihre Kinder und Enkel aber umso häufiger genau das gefragt.

Dieselbe Frage trifft hier also auf drei verschiedene Erwartungen, die sich in drei verschiedenen Biografien innerhalb einer Familie mit internationaler Geschichte entwickelt haben. Die Großeltern sind Migranten, Deutsch ist nicht ihre Muttersprache und Deutschland nicht ihr Vaterland. Ich bin Migrantenkind, aber kein Migrant. Deutsch ist zwar meine Muttersprache, aber ich bin bei meinen Eltern aufgewachsen und habe damit eine Zwischenposition. Zumindest habe ich biografische Bezüge zu diesem anderen »Wir«, d. h. somit auch zu dem »Ihr«. Meine Tochter akzeptiert die vordefinierte Wir-Ihr-Differenz nicht mehr. Gleichwohl hat sie es in Deutschland leichter als ich, ich habe es leichter als meine Eltern.

Was ist da über die Generationen hinweg geschehen? Voll integrierte Menschen wollen als gleichwertig betrachtet werden. Sie sind gleichberechtigter Teil des Ganzen und haben die Erwartung, als solcher anerkannt zu werden. Sie haben hohe Ansprüche an Teilhabe und Zugehörigkeit. Die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind besser geworden, sogar deutlich besser. Aber die Erwartungen steigen immer schneller als die deutlich trägere Realität, und Erwartungen können viel schneller geweckt werden, als sie erfüllt oder befriedigt werden können.

Wer schlechter integriert ist, hat wenige Teilhabechancen und wird vielleicht viel stärker ausgeschlossen. Aber: Diese Menschen

empfinden dies seltener als diskriminierend, weil sie aus verschiedenen Gründen gar keinen hohen Teilhabe- oder Zugehörigkeitsanspruch entwickelt haben. Und diejenigen, die gut integriert sind, die also deutlich weniger ausgegrenzt werden, sind viel sensibler und akzeptieren immer weniger, dass andere darüber entscheiden, wer sie sind und zu welchem Wir sie gehören. Auch hier handelt es sich um einen Erwartungseffekt: Die Erwartungen ehemals benachteiligter Gruppen steigen schneller, als sich die Realität verbessert. Erwartungen und objektive Verhältnisse steigen also unterschiedlich schnell, wodurch die Differenz größer wird. Diese Differenz führt dazu, dass etwas als illegitim wahrgenommen wird, und bildet damit die Grundlage für das Gefühl der Diskriminierung.

Dieser Zusammenhang lässt sich auf unterschiedliche Gruppen und in verschiedene Bereiche übertragen. Innerhalb eines Landes und innerhalb einer Minderheit können wir das messen: Schwarze Amerikaner fühlen sich aufgrund ihrer Hautfarbe umso häufiger diskriminiert, je erfolgreicher sie sind. Je höher das Bildungsniveau und das Einkommen, desto häufiger berichten sie über Diskriminierung. Schwarze Menschen, die enorm benachteiligt sind, fühlen sich seltener diskriminiert. Eine andere Perspektive, diesmal international vergleichend: Je besser die Teilhabechancen in Europa – in den skandinavischen Ländern sind sie für Minderheiten am besten –, desto häufiger wird über Diskriminierung geklagt; je schlechter die Teilhabechancen – in vielen osteuropäischen Staaten sind sie sehr schlecht –, umso seltener wird von Minderheitenangehörigen über Diskriminierung berichtet. Wir können auch verschiedene benachteiligte Gruppen vergleichen: Frauen haben viel bessere Teilhabechancen als beispielsweise Menschen mit Behinderung, Frauen fühlen sich aber auch viel häufiger diskriminiert als Menschen mit Behinderung. Und Frauen fühlten sich vor vierzig oder fünfzig Jahren seltener diskriminiert als heute, dabei sind heute ihre Teilhabechancen aber um ein Vielfaches höher. In allen vier Vergleichen wird ein contra-intuitiver Zusammenhang deutlich, weil es nicht um eine objektive Größe geht, sondern um das Verhältnis zwischen Erwartungen und Ansprüchen auf der einen und der erlebten gesellschaftlichen Wirklichkeit auf der anderen Seite.

Wahrgenommene Diskriminierung entsteht erst durch die Bewertung: Nur dann, wenn eine Ungleichbehandlung als illegitim bewertet wird, fühlen sich Menschen diskriminiert. Als illegitim bewerten sie Handlungen und Situationen dann, wenn die Diskrepanz zwischen Erwartung und Realität zu groß wird, wenn also die Realität zu weit von den Erwartungen abweicht. Die Paradoxie hat also nicht mit einem statischen Befund, sondern mit einer dynamischen Relation zu tun, nämlich mit einer ungleichen Entwicklung von Realität und Erwartung.“

Aus: El-Mafaalani, Aladin: Das Integrationsparadox. Warum gelungene Integration zu mehr Konflikten führt. Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch, 2018, 256 S., ca. 15 Euro, ISBN 978-3-462-05164-3 (auch als E-Book verfügbar).

Praxis

Das Große Darmstädter Gespräch

Melting Pot oder Salad Bowl – das ist hier die Frage, wenn es heißt: „Wer ist wir?“ Was bedeutet „Wir“ in Zeiten, in denen die Vorstellung einer stabilen Identität längst passé ist? Gibt es noch Chancen für die Vision einer Gesellschaft, die auch Gemeinschaft ist, also auf Dazugehörigkeit setzt? Und wie kann dieses Dazugehören heute aussehen, wenn die einen für Verschmelzung plädieren und die anderen für klare Grenzen?

Darmstadt unterliegt in den letzten Jahren einem enormen Wandel und gestaltet die eigene Zukunft neu: Eine starke Wirtschaft und die attraktive Lage in der Rhein-Main-Region haben Darmstadt zu einer Schwarmstadt gemacht. Es ziehen mehr Leute zu als die Stadt verlassen. Aber was bedeutet das für eine Stadt mittlerer Größe, mit zehntausenden Studierenden, mit einem hohen Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund? Wie gehen wir mit öffentlichem Raum um? Wie sieht es mit sozialem Wohnungsbau aus? Welche Partizipationsmöglichkeiten haben Bürger(innen), die neu nach Darmstadt kommen? Wie lassen sich Menschen mit Fluchterfahrung in die Stadtgesellschaft integrieren? Wie verändert sich der Kunstbegriff? Welche Fragen müssen im Theater gestellt werden? Welchen Stellenwert hat Kultur für die Vermittlung von Werten?

Fragen über Fragen, die sich auch das Staatstheater Darmstadt stellte. Grundsätzlich nichts Ungewöhnliches für die Stadt, denn schon in den 50er- und 60er-Jahren war sie ein Ort, der sich nicht scheute, gemeinsam mit den profiliertesten Denkern über die großen Fragen der Gegenwart nachzudenken: Persönlichkeiten wie Theodor W. Adorno und José Ortega y Gasset sprachen bei den historischen Darmstädter Gesprächen über „Das Menschenbild in unserer Zeit“ oder „Mensch und Technik“. Über mehrere Tage hinweg wurde um Antworten gerungen in einer Zeit, in der zunächst alle Verlässlichkeiten ausgelöscht schienen.

Anknüpfend an diese Tradition fand im September 2017 das Große Darmstädter Gespräch statt. In Zusammenarbeit mit der Literaturkritikerin und Moderatorin Insa Wilke wurden nationale und internationale Gäste eingeladen, um die verschiedenen Facetten der Frage „Wer ist wir?“ mal künstlerisch, mal diskutierend, mal theatral zu beleuchten. So entstand ein dreitägiges Programm, das neben Podiumsdiskussionen und Vorträgen auch ein Rahmenprogramm mit Ausstellungen, künstlerischen Interventionen, einem Schreibworkshop und vielen weiteren Möglichkeiten zur Publikumsbeteiligung beinhaltet.

Nach der inspirierenden Eröffnungsrede von Schriftsteller Ingo Schulze¹ sprachen in einem ersten Themenfeld Amma Yeboah und Oliver Nachtwey über „Welche Wirs braucht ein Wir?“. Angesichts des sich europaweit fortsetzenden Aufstiegs der Populist(inn)en stellt sich diese Frage immer dringlicher.

Das Themenfeld „Abgehängt? Debatte über das Leben auf dem Land“ lenkte den Fokus der öffentlichen Debatte weg von den

Metropolregionen und hin zu den ländlicheren Gegenden, mit der Frage: Welche Folgen hat das Ungleichgewicht zwischen Stadt und Land? Das Wir-Gefühl als Produkt eines freien Willens hinterfragten Petra Gehring und Wolf Singer unter dem Titel: „Wir-Gefühl: Alles nur Chemie?“. Peggy Piesche und Joshua Kwesi Aikins diskutierten mit Sharon Dodua Otoo zur Frage: „Wie neu und weiß ist dieses (neue) Deutschland?“. Gilles Kepel und Shumona Sinha beleuchteten in „Nachbarschaftsbesuch: Von Frankreich lernen?“ die Situation in unserem Nachbarland und fragten, was die Deutschen (vielleicht) daraus lernen können. „Oh Europa! Was wäre, wenn ...“ schaute mit dem Blick von Fairouz Nishanova, Taiye Selasi und Andre Wilkens auf die aktuellen Entwicklungen in der „Alten Welt“. Und schließlich fragten Heinz Bude, Nadia Nashir und Greta Wagner nach der Motivation hinter der Hilfsbereitschaft in „Helfen. Helfen? Hilfe! – Ein gutes Gefühl auf dem Prüfstand“.

Mit allen Mitteln des Theaters

Ein besonderes Erlebnis war die szenische Lesung von Roger Willemens letzter Rede „Wer wir waren“². Thomas von Steinaecker verwandelte den Text in eine kluge, schillernde Collage und brachte ihn mit Barbara Auer, Joachim Król und dem Staatsorchester Darmstadt auf die Bühne.

Darüber hinaus konnten die Darmstädter(innen) die einzigartige Atmosphäre auf dem Theatervorplatz genießen, der mit einer Installation des Videokünstlers Philipp Geist bespielt wurde. Grundlage waren die von der Darmstädter Bevölkerung eingesendeten Wortassoziationen zum Thema „Wer ist wir?“.

Auch die Vielfalt der verhandelten Facetten, die wir selbst bis zuletzt als sehr ambitioniert empfunden haben, hat das Projekt sehr bereichert. Im Verlauf der Planung war unser Eindruck, dass die Komplexität des Themas sich nicht auf wenige Unterthemen herunterbrechen lässt. Daher entschieden wir uns, einen großen Raum aufzumachen, der Platz für Austausch auf verschiedenen Ebenen und zu verschiedenen Aspekten bietet.

Eine solch außergewöhnliche Möglichkeit, mit dem Publikum ins Gespräch zu kommen, bot der Denk-Tisch, an dem einen ganzen Nachmittag lang Denker(innen) aus den unterschiedlichsten Disziplinen darüber nachdachten, wie ein Manifest für das 21. Jahrhundert aussehen könnte. Fragen und Anregungen aus dem Publikum wurden als Impulse über drei Beobachtende in die Runde gegeben.

Mit dem Publikum über Themen, die Darmstadt, Europa und die Welt bewegen, in den Austausch zu kommen, haben wir als Staatstheater als besondere Chance begriffen. Viele Formate, wie etwa auch das „Speed-Dating“ mit Expert(inn)en der Technischen Universität Darmstadt, haben gezeigt, dass ein großes Interesse der Menschen an der Auseinandersetzung miteinander und mit Spezialist(inn)en der verschiedenen Disziplinen besteht.

Als Staatstheater sehen wir uns als Ort des Diskurses und als Treffpunkt für die Stadtgesellschaft. Einen besonderen Fokus haben

wir daher auf die freie Zugänglichkeit der Veranstaltungen und die Bespielung unseres sehr offen angelegten Foyers gelegt. Dies korrespondierte sehr stimmig mit unserem Anliegen, miteinander und mit den geladenen Gästen in einer offenen Atmosphäre ins Gespräch zu kommen.

Insa Wilke, Franziska Domes,
Roman Schmitz
Staatstheater Darmstadt

Anmerkungen

1. www.sueddeutsche.de/kultur/literatur-wer-ist-wir-1.3670384
2. WILLEMSEN, R.: *Wer wir waren. Zukunftsrede.* Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 2016; 64 S.



Podcast zum „Großen Darmstädter Gespräch“ (Ausschnitt): www.ardmediathek.de/radio (Suche: hr2 Das große).

NACHGEDACHT



Kai Diekelmann
Leiter Abt. Integration und Migration beim Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e. V.
E-Mail: kai.diekelmann@caritasnet.de

Im Krebsgang

Als vor knapp zwanzig Jahren das Merkmal „mit Migrationshintergrund“ in öffentliche Statistiken aufgenommen wurde, hat die

Fachszene beinahe gebubelt. War damit nicht endlich das Faktum Einwanderungsland Deutschland anerkannt? Wurden damit nicht endlich diese „Allochthonen“ auch offiziell in die Bevölkerung inkludiert? Schon wenig später gab es Anlass zur Skepsis. Hier geborene junge Leute mit Migrationshintergrund fühlten sich mitunter erstmals von Staats wegen begrifflich und emotional ausgeschlossen aus dem Wir der Einheimischen. Wurde in guter Absicht durch „Migrantisieren“ die Trennung in Wir und Ihr eher zementiert? Der PR-Treff der Nationalspieler Özil und Gündoğan mit dem türkischen Präsidenten – Ursache oder Folge nicht gelungener Überwindung von Wir und Ihr der türkischstämmigen Deutschländer?

Ein bayerischer Kollege erzählte mir kürzlich von einer jungen Syrerin, die im Dirndl (alkoholfreies) Bier trinkend im Festzelt von niemandem als fremd wahrgenommen wurde. Ein Grund zur Freude? Oder nur ein Beleg dafür, dass letztlich Assimilierung der einzige Weg vom Ihr zum Wir ist?

Soziolog(inn)en machen „Wir“ und „Ihr“ immer weniger an ethnischer Herkunft fest. Die Trennlinie wird vielmehr zwischen

Gewinnern und Verlierern von Globalisierung und Digitalisierung gezogen. Für die einen sind Menschen mit Migrations- oder Fluchtgeschichte ganz normal, für die anderen sind sie Symbol für drohenden Verlust von Heimat und für Sorge vor gesellschaftlichem Abstieg.

Barbara John, langjährige Ausländerbeauftragte des Berliner Senats, hat schon vor 30 Jahren Integration als Jahrhundertaufgabe bezeichnet. Ex-Bundespräsident Joachim Gauck hat eher forsch propagiert: „Es gibt ein neues deutsches ‚Wir‘, das ist die Einheit der Verschiedenen. Wir verlieren uns nicht, wenn wir Vielfalt akzeptieren. Wir wollen dieses vielfältige ‚Wir‘.“ Vermutlich haben beide recht. Die einen brauchen nur wenige gute Erfahrungen mit „Fremden“, um sie ins Wir miteinzubeziehen, bei anderen braucht das Generationen. Die AfD und der Populismustrend wirken seit geraumer Zeit als zusätzliche Bremse, nein, schlimmer: Mitmenschen nach ethnischen Kriterien in „die“ und „wir“ zu klassifizieren, ist das Gift, das unsere Gesellschaft zerstört. Davor kapitulieren? Entschieden nein, auch wenn wir wie im Krebsgang einen Schritt vor und zwei zurück zu machen scheinen.

Es gibt sie ja, die positiven Annäherungsprozesse von Wir und Ihr. Die gilt es zu fördern, gerade bei gesellschaftlichem Gegenwind. Wie? Begegnung schaffen, attraktive Events, bei denen Vielfalt erlebbar wird. Packen wir es an! Kai Diekelmann

IMPRESSUM

www.caritas.de

Redaktion: Dr. Andrea Schlenker (verantwortlich), Antonella Serio, Klemens Bögner
Karlstraße 40, 79104 Freiburg
Redaktionssekretariat: Zeljka Bevanda, Tel. 07 61/200-3 65; E-Mail: zeljka.bevanda@caritas.de
Vertrieb: Rupert Weber; Tel. 07 61/200-4 20, Fax: 200-11 420, E-Mail: zeitschriftenvertrieb@caritas.de

Titelfoto: Drobot Dean/Fotolia

Nachdruck und elektronische Verwendung nur mit schriftlicher Genehmigung. Herausgegeben vom Referat Migration und Integration, Deutscher Caritasverband e.V. in Freiburg

